

Entscheidungsfindung. Ein Projekt von Hans Danuser

Der Schweizer Künstler Hans Danuser sammelte Abzählverse von Kindern aus aller Welt und stellt sie in den Kontext von Entscheidungen und deren Findung. Für *Du* entwickelte er mit diesen Versen neue grafische Umsetzungen. Eine Vernissage von Schrift und Bild.

Von Stefan Kaiser

Zuerst sieht man ein Bild. Die Buchstaben, aus denen es zusammengesetzt ist, gehören zwar einem eigenen Bedeutungssystem an, doch die erste Wahrnehmung gilt nicht den Zeichen der Sprache, sondern streift über ihre Sinnlichkeit, über Farben und Komposition. Hans Danuser transferiert die Lettern, die er mittels Schablone und Wattebausch auf die Wand eines Raumes oder eine Leinwand aufträgt, in ein anderes Medium. Er macht aus der Schrift ein Schriftbild – das heisst: ein Bild.

Wer in dieses Bild einsteigt, dem öffnet sich eine neue Welt. Farbstrukturen kommunizieren miteinander, Buchstaben formen Worte, Rhythmen und Reime lösen Erinnerungen aus, Fremdes scheint vertraut. Danuser hat weltweit eine Vielzahl von Kinder-Abzählversen gesammelt, die sich – das ergibt der zweite Blick – quer durch die verschiedenen Kulturen erstaunlich ähnlich sind. Die Farbe spielt nun eine untergeordnete Rolle; jetzt trägt der Klang der Worte und die Melodie. Aus fremden Sprachen treten sie seltsam bekannt hervor – AKKA BAKKA BONKA RAKKA, ELLE MELLE DEG FORTELLE – und steigern die Irritation, wenn aus der scheinbaren Banalität plötzlich archetypische Bedeutungen hervorbrechen. EENIE MEENIE MINEY MO.

Im Spiel nutzen die Kinder diese Verse, um hochkomplexe soziale Fragen zu klären: Wer ist Polizist und wer darf Räuber sein? Wer ist dabei, wer muss raus? Abzählverse bieten sowohl einfache wie von allen Beteiligten akzeptierte Entscheidungshilfen, sie ziehen eine klare Linie zwischen ja und nein, gut und böse, richtig und falsch. Auch das klingt bekannt. «Entweder man ist bei uns dabei – oder man ist bei unseren Feinden», verkündete unlängst eine Koalition der Willigen in der Weltpolitik, und schwarze Listen sollen helfen, «Schurkenstaaten» vom Wirtschaftsgeschehen fernzuhalten. Was hier zählt, ist allein die Entscheidung, und nicht, wie es dazu gekommen ist.

Danusers Schriftbilder dagegen machen auf den Prozess der Entscheidungsfindung selbst aufmerksam (er selbst übersetzt ihn semantisch subtil als *decision taking*), auf die vermeintlichen und tatsächlichen Logiken, die sich den Abzählversen als solchen

überlagern. Ändert sich zum Beispiel in der Grafik nur die Farbe der Buchstaben oder des Hintergrunds, können aus horizontal angeordneten Versen plötzlich vertikale Farbcodes werden, die an DNA-Strukturen aus wissenschaftlichen Fotografien erinnern. So fein ist diese Balance abgestimmt.

Die vom Künstler speziell für *Du* gefertigten und hier erstmals gezeigten Schriftbilder sind die Fortsetzung einer Arbeit, die sein fotografisches Hauptwerk seit Langem begleitet. Abzählverse zeigte Danuser bereits in Verbindung mit seinen Fototafeln in der Ausstellung *Frozen Embryo Installation* (1996) im Kunsthaus Zürich und später an der von Harald Szeemann kuratierten *4^e biennale d'art contemporain de Lyon* (1997). Die Auseinandersetzung mit der Genforschung hat ihn in den 1990er-Jahren fürs Thema Entscheidungsfindung sensibilisiert.

Im Selbstständigwerden der Zeichen als Schriftbild (auch als Wandfries) und ihrer Ablösung von der Fotografie bietet die aktuelle Arbeit Danusers eine neue Dimension der Recherche: Die Abzählverse stehen in einem Spannungsfeld zwischen Entscheidungslogik und klarem Schriftbild einerseits und andererseits der präzisen Störung der klassischen Lesart von Bedeutung. Wie Beat Stutzer, Direktor des Bündner Kunstmuseums, in *The Counting Out Rhymes Project* (2008) erläutert, ist es gerade dieses «prekäre Gleichgewicht zwischen klarer Anschaulichkeit und kaum zu dechiffrierender Konfusion, dem ebenso jede Entscheidung ausgesetzt ist.» Danusers Antwort ist unmittelbar ästhetisch. <

–

Hans Danuser (geb. 1953) gehört zu den Wegbereitern der zeitgenössischen Fotografie in der Schweiz. Seit dem Zyklus «IN VIVO» (1980–1989), der damalige Tabubereiche thematisierte, beschäftigt ihn die Entwicklung der Gesellschaft auch in grossformatigen, raumbezogenen und installativen Werken. Letzte Publikationen: *Hans Danuser: «The Counting Out Rhymes Project»*, mit Texten von Ursula Pia Jauch und Beat Stutzer, Edizioni Periferia 2008; Köbi Gantenbein (Hrsg.): «Zumthor sehen. Bilder von Hans Danuser», mit Beiträgen von Philip Ursprung und Hans Danuser, Scheidegger & Spiess 2009.

M E L L E D E
K K A B O N K
B I R K E B A N
R T E L L E O L
K A V I R R E
E N G U L K
L E S L A P P
E V A P P K O
E L L E M E L

Abzählreime an der Museumswand

Zur Wiederentdeckung des sinnlichen Sprachkörpers in der Literatur am Leitfaden des Abzählreims.
Eine autoerotische Annäherung.

Text Stefan Zweifel

Bilder Hans Danuser

Es gibt vielleicht keine lockendere Lust, als die Verantwortung abzugeben, sich hinzugeben an jenes Andere, das über den eigenen Körper hereinbricht. Sich dabei in den eigenen Körper fallen lassen. Der Lust-Gewinn, wenn die Spannung zusammenbricht. Am Ende eine Abends, am Ende des Geredes, am Ende eines Verses. Das ist vielleicht gerade: die vergessene Erotik des Kinderverses. Denn Körper wird man ja auch erst mit dem Kindervers. Endlos lang liegt man in der Wiege der Sprache, im Klangraum der akustischen Wellen, die über den Körper hereinbrechen und seine Küsten definieren. *Anke böllele, Anke böllele*, sprach die Mutter und rieb den Arm, als müsste sie Butter stossen, sich unseren Arm auf ihr Brot streichen, als müsste unser Arm mit ihr und der Sprache verschmelzen, bevor er sich daraus lösen kann und spürbar wird als eigenes Körpiglied. Der Körper als Gliederpuppe, die sich immer weiter verzweigt, vom Arm hinaus in den Handballen, wo es ebenfalls endlos *äs schmälzli und äs sälzli* gab, damals, als uns unsere Mutter zu einem buttrigen «Grittibänz» buk, bis dann die Erlösung kam, das Lachen des Kindes, wenn es wieder einmal hiess: *Und äs patsch patsch patsch*.

Articulus ist das lateinische Wort für «Glied». Und so verschmelzen schon früh Klang und Körper, Fingergelenk und Satzglied. Aufgefächert wird die Sprache in viele Finger, die sich viel später beim Schreiben an jene masturbatorische Lust erinnern, als ein weiteres Glied dazu kam. Doch zuvor, da ging es noch über den *Joggeli Duume* zum nächsten Finger, *dä schüttlet Pfluume*, bis auch hier die Lust zuletzt explodiert, beim kleinen Finger, denn der, *dä chli Cheib – isst alles ganz allei*.

Wie im Witz kommt es im Abzählreim zu einem Lustgewinn, wenn die angestaute Spannung entladen wird: *Und du bisch duss*. Die Entscheidung wird für dich getroffen. Wie dann später

im «Flaschenspiel», dem letzten Abzählreim an der Grenze vom Kindsein. Wen wird man küssen, fragt man sich und sieht die Flasche kreisen. Man hofft und erschrickt, je nachdem. Ein kleiner Kuss des Vergessens, wenn man dafür keine Verantwortung trägt.

Des Knaben Wunderhorn

So reihen sich eigene Erinnerungen aneinander, vermischen sich mit dem weitläufigen Wissen, das Alfred Messerli in seiner wegweisenden Studie zum Kindervers auflistet, durchleuchtet und von Pestalozzi bis Freud interpretiert (*Elemente einer Pragmatik des Kinderliedes und des Kinderreims*, Sauerländer 1991). Denn der Kindervers ist das grosse Verdrängte der Literaturgeschichte, obwohl in ihm doch unsere erste Lese- und Sprecherfahrung entsteht.

Ende des 18. Jahrhunderts begann man erste Stimmen zu sammeln, man entdeckte bald die Volksliedsammlung *Des Knaben Wunderhorn* (1806/8), wobei alles «Obscöne» und «Grobderbe» ausgeklammert wurde, selbst 1909 noch, als mit einem gewissen Karl Wehrhan die Studien immer präziser wurden und Walter Benjamin erkannte: «Kinder sind Regisseure, die sich vom Sinn nicht zensieren lassen.»

Doch erst der Dichter Peter Rühmkorf befreite um 1970 den Singsang von *Siggsaggsugg* ins Gegenwärtige und Unflätige. Obszön war zuvor nämlich nicht nur das *Zotige*, wenn *de Pfarrer vo St. Galle iis Schiisiloch isch abegfalle*, sondern auch die Konsumkultur, von Coca-Cola bis Bonanza, die die Fantasie der Kinder entzündete: Ach du kleine Micky-Maus/Zieh dir schnell die Hose aus/Zieh sie wieder an/Und du bist dran.

Konsum und Kreischen haben eine lange literaturhistorische Tradition: «Cris de Paris» rauschen bei Proust auf seiner *Su-*



Hans Danuser: *Aus zählen – The Counting Out Rhymes Project, 2008*;
Wandbild, 260x500 cm, Farbauftrag mittels Schablone, 6-farbig

che nach der verlorenen Zeit (1913–1927), die immer auch eine verlorene Kindheit ist, an die Fensterläden. Er liegt dahinter, erahnt den Wochentag aufgrund der Rufe von Strassenhändlern, die dann von Kindern aufgenommen und mitten ins Werk der Surrealisten hineingetragen werden; in Raymond Queneaus Jahrmarktbusenzauber von *Zazie in der Metro* und *Sally Mara*, die in London die englische Sprache lernt, indem sie nackte Männerstatuen im Museum abtastet. Sprach-Erotik zwischen den «Falten der Bett-Laken» (André Breton) und das Dideldum des Nonsens-Verses treffen sich.

Doch erst mit der Gruppe Oulipo wird die Frage nach der Entscheidung und der Regel gestellt. Georges Perec ist der Meinung, dass man erst frei wird, wenn Regeln aufgestellt sind. Nicht die freie Assoziation der Surrealisten ist das Ziel, denn in ihr ist man den Zwängen des Unbewussten ausgeliefert, sondern verrückte selbstaufgelegte Zwänge: Sein Roman *La vie, mode d'emploi* (1978), seine Lebens-Gebrauchsanweisung, ist ein Abzählreim: ein Haus mit hundert Zimmern; er springt nach den Regeln von Duchamps Schachrätsel mit dem Springer von Feld zu Feld, von Zimmer zu Zimmer und muss in jedem ganze Listen abarbeiten, Listen mit Namen von Romanen, Künstlern, mit Angaben über Farben und Gegenstände, jede Liste muss im jeweiligen Kapitel zu einem Zimmer abgehakt werden – und dabei soll erst noch ein Roman entstehen. Perec behauptet, gerade die Abgabe der Freiheit an solch

komplexe Regelsysteme rege zur poetischen Entscheidung an. Und vergisst beim Abzählroman prompt das letzte Zimmer und bleibt bei 99 stehen.

Topografische Sprachmuster: *Ars memoria*

Merkverse sind immer Körperverse. Das Gedächtnis wächst aus sich heraus, der Atemsäule der Mutter entlang bis in den Arm hinaus, in den Finger. Die *Ars memoria* erwuchs immer schon aus dem topografischen Raum. Damals, als im alten Rom ein Zelt einstürzte, in dem zahllose Gäste bei Tisch sassen, und alle unter sich begrub, zu einem formlosen Brei, und nur einer, so berichtet Cicero in seinem klassischen Lehrstück, nur einer, der gerade zufällig das Zelt verlassen hatte, konnte helfen, denn er hatte ein topografisch tadelloses Gedächtnis und wusste genau, wer wo sass.

Diese Kunst des Erinnerns durchzieht die Geschichte des Abendlandes in immer neuen topografischen Ausformungen und Gedächtnishilfen. Gewaltige Labyrinth überzogen Klosterbibeln, Wortwände auf Papier, in der Mitte sass einst Minotaurus, bei den Mönchen sitzt in der Mitte natürlich das grosse Geheimnis, unsichtbar, unnahbar: Gott. Aber alle Worte und Buchstaben weisen auf ihn hin, die abwesende Mitte des Labyrinths. So stehen wir nun auch zwischen Wortwänden und suchen den Sinn...

Nun, die berühmteste Merkhilfe ist der Vers, denn wie wir alle wissen, kann man ein Gedicht viel einfacher auswendig lernen als Prosa. Reinentsprungen sollte der Reim bei Friedrich Hölderlin sein, doch als er im Spätwerk zum Reim ansetzt, zeigt sich dessen Sinn-Zwang. Recht spiessig wirkt der Reim beim alten Hölderlin, als er schon im Wahn in seinem Turm stand, am Schreibpult, und mit den Fingern auf die Tischplatte pochte, plötzlich ganz einfache und seichte Verse hinschrieb mit Reimen, wo der «Bürgersmann» und der «Edelmann» sich die Hand schütteln, Reime ohne jenen unerklärlichen Rhythmus Hölderlins, der bis heute die Germanisten nährt und mästet.

Ene meene mu, hätte Hölderlin wiederkauen können. Man besuchte ihn, der jetzt zum blödsinnigen «Holterling» mutiert war, wie eine Jahrmarktattraktion. Ach, armer Hölderlin, raunte Europa. Und Holterling traktiert mit den Fäusten das Klavier, ehe er ganz zuletzt, an der frischen Luft sein verschwitztes Hemd trocknend, vor einer Blume steht, sie anstarrt und nichts sagt als: «Oui, oui.» So die Überlieferung der historisch-kritischen Ausgabe. Reinentsprungen, endlich: ja ja.

Wahnwitz im Weizenfeld

Der Reim also hat etwas Mechanisches, wie das Innere eines Klaviers, doch die Klangfarbe des Verses ist das Geheimnis der Poesie. Durch ihn weht der Weizen des Wahnsinns. Strohgelb leuchtet er im Sommer, schmutzig-violett schimmert er im Abendlicht. Jedes Gedicht ist ein solches Weizenfeld, auch an die Wand projiziert. Und Klangfarben ziehen wie Wellen durch die Wortfelder.

Jean-Jacques Rousseau, Hölderlins Vorbild, warnte zwar in seinen Erziehungsschriften vor Nonsens-Versen und forderte nur noch strenge Hinweise der Amme oder Mutter auf sinnliche Gegenstände, denen man ihren Namen gibt; doch Rousseau log auch hier – und träumte insgeheim, als guter Masochist, von einer Sprache vor der Sprache, wo jedes Gefühl nur Stöhnen und Schrei ist. Ganz unmittelbar. Der Mensch als Lustbündel, gewickelt wie Rousseau von seiner dicken Ersatzmutter Madame de Warens.

Er klagte über unsere Sprache im Norden, die durch den harten Konsonanten strukturiert wird, hart ist wie ein Befehl. Das liebe Gesumm vom «aimez-moi», wie man es im Süden hörte, wenn die Mädchen und Knaben am Brunnen Wasser schöpften, verwandelt sich im hohen Norden in ein «aidez-moi», das «m» verhärtet sich zum Dolch. Aidez-moi. Das Knattern der Konsonanten K K K springt auch uns ins Auge, selbst wenn das Lallen der LLL im nördlichen Abzählvers den Sinn unterspült. In der Kunst nun, in der Musik, für die Rousseau ein neues Notationssystem erprobte und forderte, löst sich die Sprache wieder auf, wird Klangwelle und bricht sich beim Fest in der *Nouvelle Héloïse* am Gestade des Genfersees. Sprachlos vor Liebe, füllen sich die Augen mit Tränen, Rousseau wird endlich wieder ganz: Seelensee.

Antonin Artaud dann, in surrealistischen Sprachspielen bewandert und erfahren im Umgang mit Halluzinationen wie

Robert Desnos, der manchmal zwischen den Traum-Diktaten mit einem Messer um den Tisch und Mädchen nachrannte, Artaud wollte ebenfalls die Sprache, unsere Sprache zerstören. Denn: «Unter der Grammatik ist das Denken begraben.» Die Syntax ist ein Zwangssystem. Eine Folter. Sie spannt jedes Satzglied auf ihre Folter. Zerstückelt das Gefühl in Befehl und Sinn. Sein Ziel war: organloser Körper werden, vor jeder Sprache, als der Arm noch nicht zum Anken gefestigt war. Im Drogenrausch etwa.

Er erblickte in der Hochebene von Mexiko eine Sprache in den Felsen. Das Alphabet der Götter, jede Felskluft eine Vagina, daneben der phallische Fels. Doch zuletzt findet man vor die sexuelle Differenz zurück. Artaud sieht noch, wie dem Priester ein goldenes J aus dem Ohr fährt, da ist Jesus und mit ihm die alte Kultur des Abendlandes vertrieben, der Sinnträger J verrauscht, und Artaud flutet «ans andere Ufer des Seins», von dort lallt es nur noch in einer Sprache herüber, die nicht mehr wie französisch klingt, eher wie papuanisch: / *Pipi kharna rena rarina / rena rarina arita.* /

Eine Sprache, wie er sie in seinem letzten Text *Van Gogh, le suicidé de la société* (1947) benutzt, um die Weizenfelder bei van Gogh zu beschreiben. Jeder Pinselstrich ein hingehauchter Halm, dazwischen die Krähen als Kommata des Todes.

Endlich wieder windelweich: die Demenz

So verschwimmen auch uns die Worte vor den Augen; die Farbwellen wiegen uns zurück ans andere Ufer unseres Kindseins, bevor wir irgendeine Verantwortung hatten, noch ganz aufgelöst in der Welt lagen, unartikuliert und ungegliedert. Letzte Verse wie Hölderlin werden auch wir in der Demenz sprechen; letzte Reime, an die wir uns klammern wie an den Sinn, bevor wir endlich wieder ganz verströmen im Lallen, immerzu, immerzu. Dann ordnet keine Buchstaben-Wand mehr die Wahrnehmung, dann stehen alle Fenster offen, und der Wahn weht herein, man sucht ein letztes Mal Wallisellen – und verzählt sich dabei. *Piff, paff, puff.* <

–

Stefan Zweifel (geb. 1967) ist Publizist, Übersetzer und Journalist. Er studierte Philosophie, Komparatistik und Ägyptologie an der Universität Zürich und doktorierte über *de Sade, Hegel und La Mettrie*. Bekannt wurde Zweifel durch die Neu-Edition und Übersetzung des zehnbändigen Werkes des Marquis de Sade: «*Justine und Juliette*» (1990–2003, mit Michael Pfister). Darüber hinaus wirkte er bei Ausstellungen über den Dadaismus und Surrealismus mit. Bis 2004 betreute er die Kulturzeitschrift «*Gazzetta*». Seit 2007 ist er Mitglied des Kritiker-teams der Sendung «*Literaturclub*» beim Schweizer Fernsehen.

T IV ACCA BACCA GATTA
STAINSA VAIRA STAINSA
U POUST IV ACCA BACCA
EGNA STAINSA VAIRA STA
ER E TU POUST IV ACCA
EL CHI LEGNA STAINSA
POUST STER E TU POUST
NAIRA QUEL CHI LEGNA
A DIR TÙ POUST STER E
A GATTA NAIRA QUEL CHI
STAINSA DIR TÙ POUST
CCA BACCA GATTA NAIRA
A VAIRA STAINSA DIR TU
T IV ACCA BACCA GATTA
STAINSA VAIRA STAINSA
U POUST IV ACCA BACCA
LEGNA STAINSA VAIRA
STER E TU POUST IV ACCA
EL CHI LEGNA STAINSA
POUST STER E TU POUST
NAIRA QUEL CHI LEGNA
A DIR TÙ POUST STER E
A GATTA NAIRA QUEL CHI
TAINSA DIR TU POUST ST

CHUK DHUK OKAL DOKAL S
MATTITEL NUN CHUK DH
SATAL DUMRI AAYO MAT
OKAL DOKAL SAINLI SAT
NUN CHUK DHUK OKAL D
RI AAYO MATTITEL NUN
SAINLI SATAL DUMRI AA
DHUK OKAL DOKAL SAIN
MATTITEL NUN CHUK DH
SATAL DUMRI AAYO MAT
OKAL DOKAL SAINLI SAT
NUN CHUK DHUK OKAL D
RI AAYO MATTITEL NUN
SAINLI SATAL DUMRI AA
DHUK OKAL DOKAL SAIN
MATTITEL NUN CHUK DH
SATAL DUMRI AAYO MAT

SAINLI SATAL DUMRI AAYO
DOKAL SAINLI SATAL DUMRI AAYO
MATTITEL NUN CHUK DHUK
SATAL DUMRI AAYO MATTITEL
DOKAL SAINLI SATAL DUMRI AAYO
CHUK DHUK OKAL DOKAL
AAYO MATTITEL NUN CHUK
SAINLI SATAL DUMRI AAYO
DOKAL SAINLI SATAL DUMRI AAYO
MATTITEL NUN CHUK DHUK
SATAL DUMRI AAYO MATTITEL
DOKAL SAINLI SATAL DUMRI AAYO
CHUK DHUK OKAL DOKAL
AAYO MATTITEL NUN CHUK
SAINLI SATAL DUMRI AAYO
DOKAL SAINLI SATAL DUMRI AAYO
MATTITEL NUN CHUK DHUK
SATAL DUMRI AAYO MATTITEL
DOKAL SAINLI SATAL DUMRI AAYO
CHUK DHUK OKAL DOKAL
AAYO MATTITEL NUN CHUK
SAINLI SATAL DUMRI AAYO
DOKAL SAINLI SATAL DUMRI AAYO
MATTITEL NUN CHUK DHUK

M E E N I E M I N E Y M O E E N I E
A T I G E R B Y T H E T O E I F T
E E N I E M E E N I E M I N E Y M
M O C A T C H A T I G E R B Y T
L E T H I M G O E E N I E M E E N
N I E M I N E Y M O C A T C H A T
H O L L E R S L E T H I M G O E
E E N I E M E E N I E M I N E Y M O
T O E I F T H E H O L L E R S L E T
M I N E Y M O E E N I E M E E N I E
B Y T H E T O E I F T H E H O L L
M E E N I E M I N E Y M O E E N I E
A T I G E R B Y T H E T O E I F T
E E N I E M E E N I E M I N E Y M
M O C A T C H A T I G E R B Y T
L E T H I M G O E E N I E M E E N
N I E M I N E Y M O C A T C H A T
H O L L E R S L E T H I M G O E
E E N I E M E E N I E M I N E Y M O
T O E I F T H E H O L L E R S L E T
M I N E Y M O E E N I E M E E N I E
G E R B Y T H E T O E I F T H E
N I E M E E N I E M I N E Y M O E
C A T C H A T I G E R B Y T H E T

MEENIE MINEY MO CATCH
THE HOLLERS LET HIM GO
EENIE MEENIE MINEY
THE TOE IF THE HOLLERS
IE MINEY MO EENIE MEE
TIGER BY THE TOE IF THE
EENIE MEENIE MINEY MO
D CATCH A TIGER BY THE
T HIM GO EENIE MEENIE
MINEY MO CATCH A TIGER
LLERS LET HIM GO EENIE
MEENIE MINEY MO CATCH
THE HOLLERS LET HIM GO
O EENIE MEENIE MINEY
THE TOE IF THE HOLLERS
IE MINEY MO EENIE MEE
TIGER BY THE TOE IF THE
EENIE MEENIE MINEY MO
D CATCH A TIGER BY THE
T HIM GO EENIE MEENIE
E MINEY MO CATCH A TI
HOLLERS LET HIM GO EE
EENIE MEENIE MINEY MO
TOE IF THE HOLLERS LET

Allwissenheit befreit nicht vom Entscheiden

Entscheidungen sind mehr als die Wahl zwischen Gut und Böse, und letztlich nur in einem offenen System möglich. Aber weil ein Entscheid immer auch das System verändert, gibt es keine Referenzpunkte für dessen Richtigkeit. Dennoch müssen wir entscheiden – am besten im Wissen um die Fehlerquellen.

Text Gerd Folkers

Bilder Hans Danuser

Erstaunlich viele Märchen ranken sich um Entscheide am Kreuzweg. Dort, wo sich einsame Feldwege treffen, durch ein Steinkreuz oder einen kleinen Marienaltar markiert, wo niemand ist, der Rat geben könnte (ausser die Marienstatue), werden Lebensentscheidungen getroffen. Und weil Märchen moralische Lehrstücke sind, trifft der Gute am «Scheideweg» die richtige Entscheidung, der Böse die falsche.

Im Leben sind die Vorbestimmungen weniger klar. Sie ergeben sich vielfach erst durch die Entscheidung selbst, und diese wiederum wird beeinflusst durch den Filter der verwendeten Kriterien. Was zeichnet zum Beispiel einen späteren Nobelpreisträger aus und macht ihn für die Berufungskommission eines neuen Lehrstuhls erkennbar: statistische Daten oder seine Persönlichkeit? Beide Gesichtspunkte wären in den Fällen von Paul Ehrlich (1908), Albert Einstein (1921), Wolfgang Pauli (1945) und Kary Mullis (1993) höchst unterschiedlich anzuwenden gewesen. Universitätsrektoren sind bei ihrem Entscheid also nicht zu beneiden.

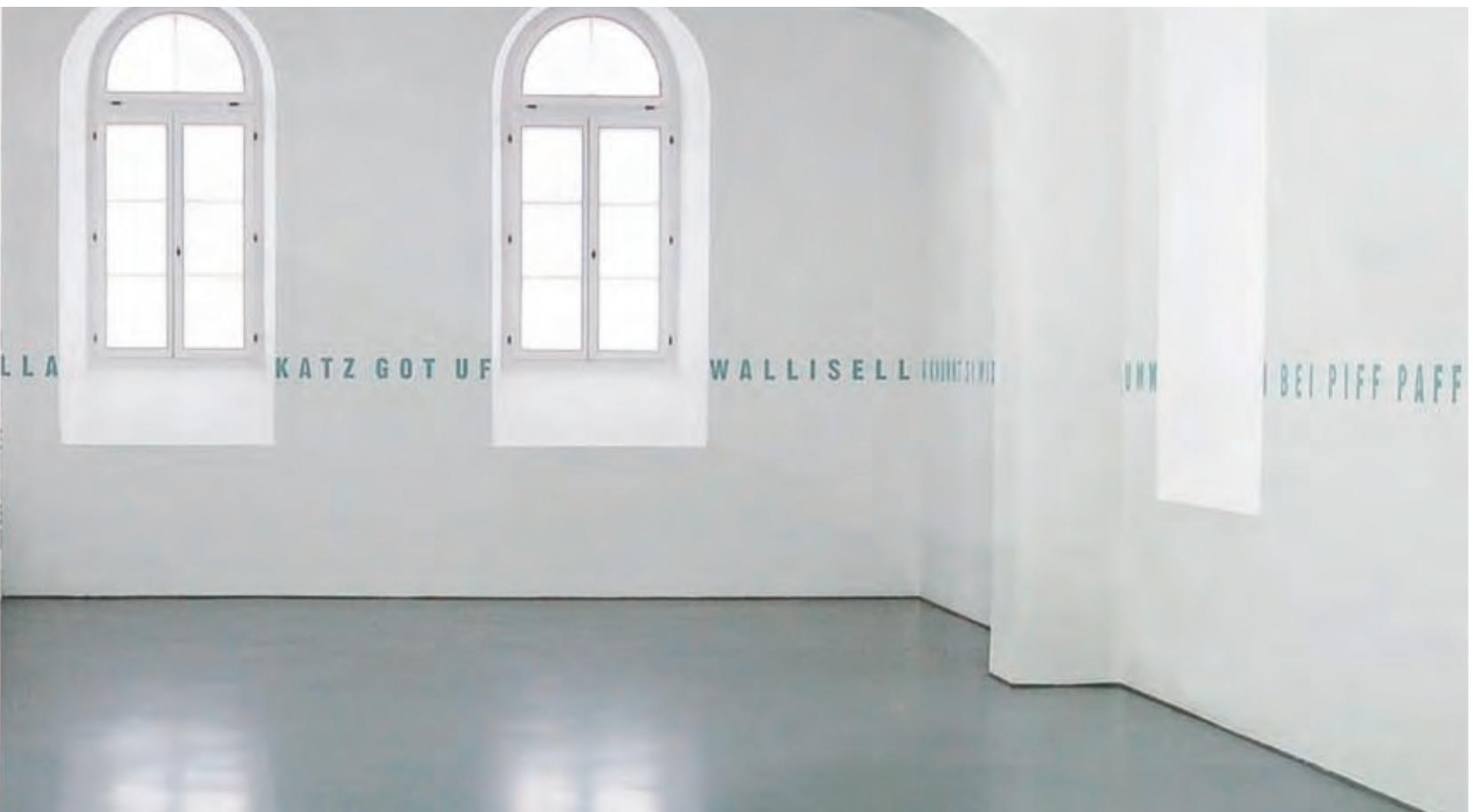
Zwischen Gut und Böse

Ob Paris mit seinem berühmten Urteil über die Schönheit dreier Göttinnen eine rationale Entscheidung zugunsten Aphrodites gefällt hat, können wir nicht einmal vermuten. Ohne eine Strategie – von der wir zumindest nichts wissen –, wie er an die ihm von Aphrodite versprochene Helena herankommen sollte, war der Ent-

scheid besonders schwierig und nicht einmal binär. Und doch wird die Anekdote interessanterweise als «Urteil des Paris» und nicht als «Entscheidung des Paris» zitiert. Demnach (ver)urteilt ein Rektor, der über die Berufung eines neuen Kollegen entscheidet. Auch wenn wir von Gerichtsentscheidungen lesen, saust die Guillotine im Kopf herunter: Justitia selbst ist das Paradigma der quantifizierten und nicht der qualifizierten Entscheidung: Die Waage als Instrument vergleicht nichts anderes als die Masse – ob Gold mit Äpfeln oder Kieselsteine mit Diamanten.

Welches Wissen, welche Rationalität setzt eine Entscheidung also voraus? Sind wir überhaupt frei zu entscheiden, oder entscheidet nicht ohnehin der berühmte Bauch statt des Gehirns? Für die Antwort müssen wir zuerst klären, wie viel Wissen eine «richtige» Entscheidung voraussetzt: Reicht «alles» Wissen?

Am einfachsten wäre dies an regelbasierten Entscheidungen zu beurteilen. Sie erscheinen uns als die befriedigendste Form der Entscheidung, weil wir aufgrund der Beschränkung des nötigen Wissens – der Regeln – leicht «richtig» entscheiden können. Trotzdem gehören etwa die Entscheide von Schiedsrichtern im Fussball zum wichtigsten Gesprächsstoff unserer Gesellschaft. Hochaufgelöste Videomitschnitte werden zum Beweismaterial über richtig und falsch. Fehlentscheide liessen sich nach gängiger Meinung umgehen, wenn der Entscheider nicht nur allwissend, sondern auch allsehend wäre. Der entscheidende Fehler passiert also, weil dem Entscheider Wissen fehlt. – Diese Vorstellung ist



Hans Danuser: *Auszählen – The Counting Out Rhymes Project*, 2008; Schriftfries 11,4x2340 cm, Farbauftrag mittels Schablone über zwei Räume

grundsätzlich falsch. «Entscheiden» ist eine Handlung, die sich an Normen orientieren kann, dabei aber nicht grundsätzlich richtig oder falsch ist.

Kollektive Unverantwortung

Wenn etwas berechenbar ist, also als annähernd deterministisches System betrachtet wird, gibt es gar keine Entscheidung zu fällen. Entscheidungen müssen nur dort getroffen werden, wo es keine zuverlässige Methode zur Vorhersage der Konsequenzen gibt. In einem völlig bestimmten Newton'schen System – wie einem Uhrwerk (ohne Reibung) – sind Entscheidungen unnötig. Aber zu diesem geschlossenen System lässt sich auch nichts hinzufügen. Das Leben dagegen ist ein offenes System, das Entscheidungen fordert.

Mehr Wissen und eine grössere Anzahl Experten, die vor einer Entscheidung beigezogen werden, machen das Ergebnis nicht «richtiger», sondern spiegeln lediglich die Fragmentierung des Wissens. Der Entscheid selber ist kein rationaler Akt. Es spielt auch keine Rolle, ob er bewusst gefällt wurde oder nicht – unser Ich wird sich nachträglich immer vor dem Gehirn rechtfertigen. Entscheider werden dafür bezahlt, die Verantwortung für die Konsequenzen zu übernehmen – nicht dafür, unfehlbar vorherzusagen.

Das macht die Position des Entscheiders so schwierig. Wer will schon Verantwortung übernehmen für etwas, das sich später möglicherweise nicht mehr rechtfertigen lässt? Zumal es dann kei-

ne Referenzpunkte für eine objektive Beurteilung mehr gibt: Die Entscheidung hat ja bereits in dem Moment die Welt verändert, als sie gefällt wurde. Diese Unsicherheit erklärt den Erfolg der Partizipationsmodelle: Abstimmungen und Referenden bieten die Annehmlichkeit, dass niemand persönliche Verantwortung übernehmen muss; es handelt sich um ein gemeinsames Erzeugen von «Nicht-Schuld». Interessanterweise ist dieses Verfahren immer positiv besetzt, selbst wenn bisweilen eine mutige Entscheidung der bessere Weg zur Lösung eines Problems wäre.

Problematisch wird das indessen bei Entscheidungen, von denen Individuen betroffen sind. In der Medizin beispielsweise beteiligen sich die Patienten aufgrund ihres Wissens immer stärker an den Entscheidungen. Das klingt sehr vernünftig – hat aber Konsequenzen. Die Diagnose folgt letztlich einem Entscheidungsbaum, wobei bei jedem Patienten unbedingt «Raum für die *Entscheidungskunst*» (W. Lorenz) bleiben muss.

Entscheidungskunst

Das impliziert zwei Dinge: dass immer eine Standardsituation erkennbar ist und dass in der Entscheidungskunst ein verborgenes, nicht in geschriebenen Regeln festgehaltenes Wissen steckt. Ist eine sprachliche Übersetzung des Leidens von Patient zu Arzt und umgekehrt ausreichend möglich, dass eine partizipative Entscheidungsfindung gewährleistet ist, oder «ergibt» sich der Patient, der

Erduldende irgendwann in sein Schicksal? Im Essay *On being ill* (1926) klagt Virginia Woolf darüber, dass sie nicht die richtigen Worte findet, um ihrem Arzt ihr Leiden zu schildern, und sie deshalb verschiedene Therapien erdulden muss. Die Erkrankung als solche, aber auch die Lebensumstände des Patienten werden bei der Entscheidungsfindung eine Rolle spielen. Entscheidungen zur Behandlung eines Kreuzbandrisses oder zu einer Tumorthherapie können nicht die gleiche Qualitätsbasis haben.

Wenn schon eine individuelle Vorhersage der Konsequenzen nicht möglich ist, was uns die Statistik lehrt, dann hilft vielleicht eine quantifizierende Betrachtung, um eine emotionale Entscheidungsgrundlage zu etablieren. Unmittelbar einleuchtend sind zwei Vorteile: Die Kenntnis der individuellen Umstände hilft bei der Entscheidungskunst, und die Kenntnis der Argumentation des Therapeuten hilft dem Patienten Therapietreue zu beweisen und bei der Stange zu bleiben. Beides ist gut für den Heilungsprozess. Was in den Köpfen der Beteiligten an Entscheidungsfindungen vorging, wird verborgen bleiben – und es spielt keine Rolle, ob es sich letztlich «nur» um einen Abzählreim gehandelt hat.

Ursache gegen Wirkung

Gemäss dem Philosophen David Hume (1711–1776) und seiner Kausalitätsfrage sind wir Menschen dazu verdammt, aus Erfah-

rungen Schlüsse auf die Zukunft zu extrapolieren. Diese Induktion setzt voraus, dass die rationale Verknüpfung von Ursache und Wirkung auch in Zukunft gelten wird. Was bewiesen werden soll, wird also vorausgesetzt – wodurch diese Erkenntnisart ausscheidet. In Humes Modell der menschlichen Erkenntnis gibt es keine logische Rechtfertigung für Induktion. Wir können nicht vom Einzelfall auf ein allgemeingültiges Gesetz schliessen – auch wenn genau das unserer menschlichen Wesensart entspricht: Wir wenden Induktion aufgrund der Kontinuität und Kohärenz im Alltagsleben an, und wir nutzen sie als Hilfskonstruktion in der Wissenschaft.

Inmitten der Finanzkrise werden jetzt einmal mehr ihre Kritiker auf den Thron gehoben. Der Essayist Nassim N. Taleb verdient viel Geld mit retrospektiven Weisheiten, die ursprünglich Hume formuliert hat. Taleb benutzt gar eine Metapher für das «Unmögliche» aus dem 17. Jahrhundert: die Existenz schwarzer Schwäne. Galten sie bis dahin als Beispiel für etwas Undenkbares, wurde damals in Australien eine schwarze Schwan-Art entdeckt – was fortan zur Kritik der induktiven Methode diente. In seinem Bestseller *The Black Swan* (Random House 2007) benutzt Taleb die «Trauerschwäne» zur Kritik an der Bankenwelt: Die Finanzindustrie habe sich einzig aufgrund geringer Wahrscheinlichkeit nicht auf die Existenz gigantischer Risiken eingestellt und sich folglich nicht dagegen abgesichert. Die Vorstellung von etwas «extrem Unwahrscheinlichem» muss aber in Köpfen entwickelt werden. Hier ist die *ratio* von der *emotio* nicht zu trennen. Die Grösse des Unwahrscheinlichen – also seine «Extremität» – ist dem Menschen nicht vorstellbar. Er behilft sich mit sehr kleinen oder sehr grossen Zahlenwerten, die unter den gegebenen Umständen völlig emotional wahrgenommen werden.

Die Induktion der Induktion

In Zeitungskolumnen und Online-Foren werden jetzt mathematische Modelle als unqualifizierte Methode vorgeführt. Chaostheorie und Mandelbrot sind einmal mehr in aller Munde. Litaneiartig weist man darauf hin, dass der reichste Anleger der Welt, Warren Buffett, nur Dinge kaufe, die er versteht. – Versteht er, wie sein Auto funktioniert oder warum ein Flugzeug fliegt? Das bezweifle ich. Für beides stellt die Mathematik aber ausgezeichnete Modelle bereit. Deshalb sind unter diesen Vorgaben gebaute Autos zuverlässig, Flugzeuge sicher und Hochhäuser stabil.

Die Kritik müsste auf die reduktionistische Anwendung von Modellen zur Entscheidungsfindung zielen. Erreichen beispielsweise Managed Future Fonds auf der Basis von hoch forschungsintensiver und sehr teurer Software eine Trefferquote von etwa vierzig Prozent, ist dies eigentlich schlecht. – Würden Sie in ein Flugzeug einsteigen, das mit nur vierzigprozentiger Sicherheit nicht abstürzt? Aber im Vergleich mit emotionalen Investoren, die sich meist entgegen den Resultaten der Software verhalten, Verluste aussitzen wollen und Gewinne zu schnell mitnehmen, sind Hedge Fonds gute *Performer*.



Im Falle Buffetts beruht die Trefferquote eher auf einer selbsterfüllenden Prophezeiung. Auch Buffett kann die Zukunft nicht vorhersagen, aber er kann sie aufgrund seiner Bekanntheit «machen»: Seinen Entscheidungen folgen Tausende von Anlegern, weil sie an seine Unfehlbarkeit glauben. Der Erfolg der Entscheidungen beruht auf der Induktion der anderen: «Warren Buffett hat so entschieden. Er ist sehr erfolgreich, also sind seine Entscheidungen richtig. Auch für mich.» Der Zirkelbezug von Ursache und Wirkung und der Einfluss auf Entscheidungen durch die vorgängige Wahl von Kriterien zeigt sich auch an einem zentralen Beispiel aus Wissenschaft und Lehre: in den numerischen Ranglisten von Universitäten. Deren akademisches Profilierungsgehabe unterscheidet sich kaum noch vom Vorsingen auf allen TV-Kanälen.

Immer schön im Kreis herum

Eine deutschsprachige Hochschule listet die Veröffentlichungen ihrer Medizinprofessuren geordnet nach dem *impact factor*. Er gibt ein Mass für die Zitationshäufigkeit eines Artikels, beschreibt also das Interesse der Kollegenschaft. Die Erwartung ist, dass aufregende und unerwartete Befunde von höherem Interesse sind als erwartbare. Dieses Konzept hält aber nicht ganz, was es verspricht, weil dem Gutachtersystem vielleicht bedeutende Arbeiten entgehen, diese deshalb in einem weniger bekannten Journal erscheinen und konsequenterweise weniger zitiert werden. Das schmälert nicht ihre Bedeutung, hat aber Konsequenzen, weil sich die Geldverteilungssysteme ausgezeichnet an solche Zitatmessungen binden lassen. Sobald dies geschieht, richten sich alle Forschungslabors auf möglichst hochrangig publizierbare Forschungsziele aus. Die Versuchung ist gross, möglichst viele Resultate zu publizieren, deren Anwendbarkeit unmittelbar scheint, und sich so dem Zeitgeist zu unterwerfen.

Nun zeigen aber viele Beispiele der Wissenschaftsgeschichte, dass die Nützlichkeit in vielen Forschungsgebieten zwar immer ein wichtiges Ziel war, dass aber die wesentlichen Erkenntnisse in den überwiegenden Fällen unvermutet und ungeplant entstanden sind. Ebenso erwiesen sich viele Vorhersagen über den erwarteten Erkenntnisgewinn und dessen Nützlichkeit als unzutreffend. Das liegt in der Natur der Forschung – wäre sie vorhersehbar, wäre es keine Forschung. Aber je vollmundiger die Ankündigung in Fachzeitschriften und je höher die Anzahl der Zitierungen, umso höher steigen auch die Erwartungen der Öffentlichkeit. Der unter diesem Druck entstandene Usus, in der Regel nur noch positive Befunde zu publizieren, nährt die Fiktion einer Forschung, die auf «Erfindung» hin zu steuern sei.

Kulturelle Werte

Werden aufgrund solcher Zitate Ranglisten von Institutionen oder Personen erstellt, ergibt sich neben dem zeitlichen und inhaltlichen Problem vor allem eine Frage nach den Kriterien. Ranglisten erwecken

immer den Eindruck, als seien sie der Kulminationspunkt der Objektivität und trügen zur völligen Transparenz bei. Das scheint nicht einmal mehr beim Sport gewährleistet, wo die Ranglisten ja herkommen und wo die Einfachheit der Kriterien (etwa die Anzahl Treffer im gegnerischen Tor) die Transparenz der Entscheidung gewährleisten sollte. Was lernen wir von ihnen? Dass Schweizer nicht Fussball spielen können? Dafür gibt es zu viele Schweizer in profilierten Teams im Ausland. Dass die Schweiz zu klein ist, um genügend fussballerische Ressourcen zu haben? Dann müssten China, Indien und die USA Fussball-Topnationen sein.

Diese Trivialisierung zeigt, wie schwierig es ist, die von der Politik für die Entscheidungsfindung verlangte Transparenz herzustellen. Denn sie ist abhängig von den Kriterien, und diese wiederum sind stark beeinflusst von kulturellen Wertesystemen. Kriterien erzeugen einen Filter, der den Blick auf einzelne Details erlaubt und andere ausblendet. Für eine Rangliste nach Gesichtspunkten des wissenschaftlichen Impacts ist die Zitathäufigkeit möglicherweise geeignet. Für grundlegende Entscheide über die Finanzierung einer Hochschule taugt es hingegen nur bedingt. Die Beachtung ihrer Forschung steht nicht in direktem Zusammenhang mit ihrer Bedeutung – die sich vielfach erst lange nach der Publikation oder aufgrund ergänzender Forschungen anderer Institute erschliesst. Aber selbst unter dem Nützlichkeitsaspekt bietet sie kein umfassendes System für die politische Entscheidungsfindung über die Finanzierung einer Hochschule: Deren volkswirtschaftlich wichtigste Aufgabe ist die Ausbildung junger Talente – aber nicht jeder brillante Forscher ist ein guter Lehrer.

Damit wären wir zurück beim Märchen: Der Mensch am Kreuzweg trifft keine Entscheidung zwischen Gut und Böse, und die nach Faktenlage offensichtlichste Entscheidung ist nicht immer die beste. Denn die Liste von Elementen, die für oder gegen eine Entscheidung sprechen, lässt sich unendlich verlängern. Im Argument dafür liegt schon das Gegenargument verborgen. Je weiter der Mensch seine Sammlung füllt, umso stärker beschleicht ihn eine Erstarrung. Aber am Ende allen Wissens muss er sich doch für links oder rechts entscheiden. <

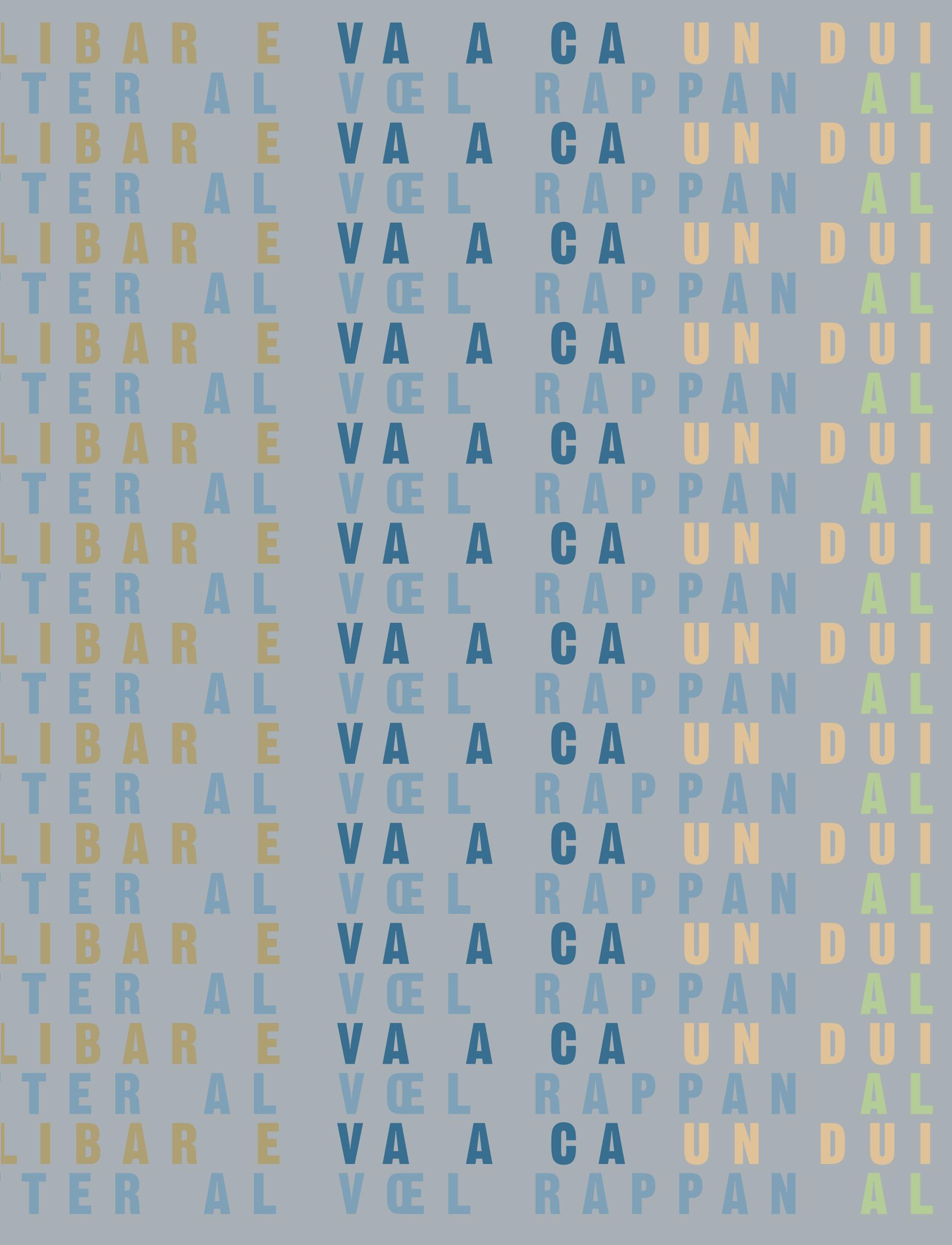
Der Autor dankt Jan Sokol, Prag, für inspirierende Diskussionen am Rande des Villa-Lanna-Meetings 2003.

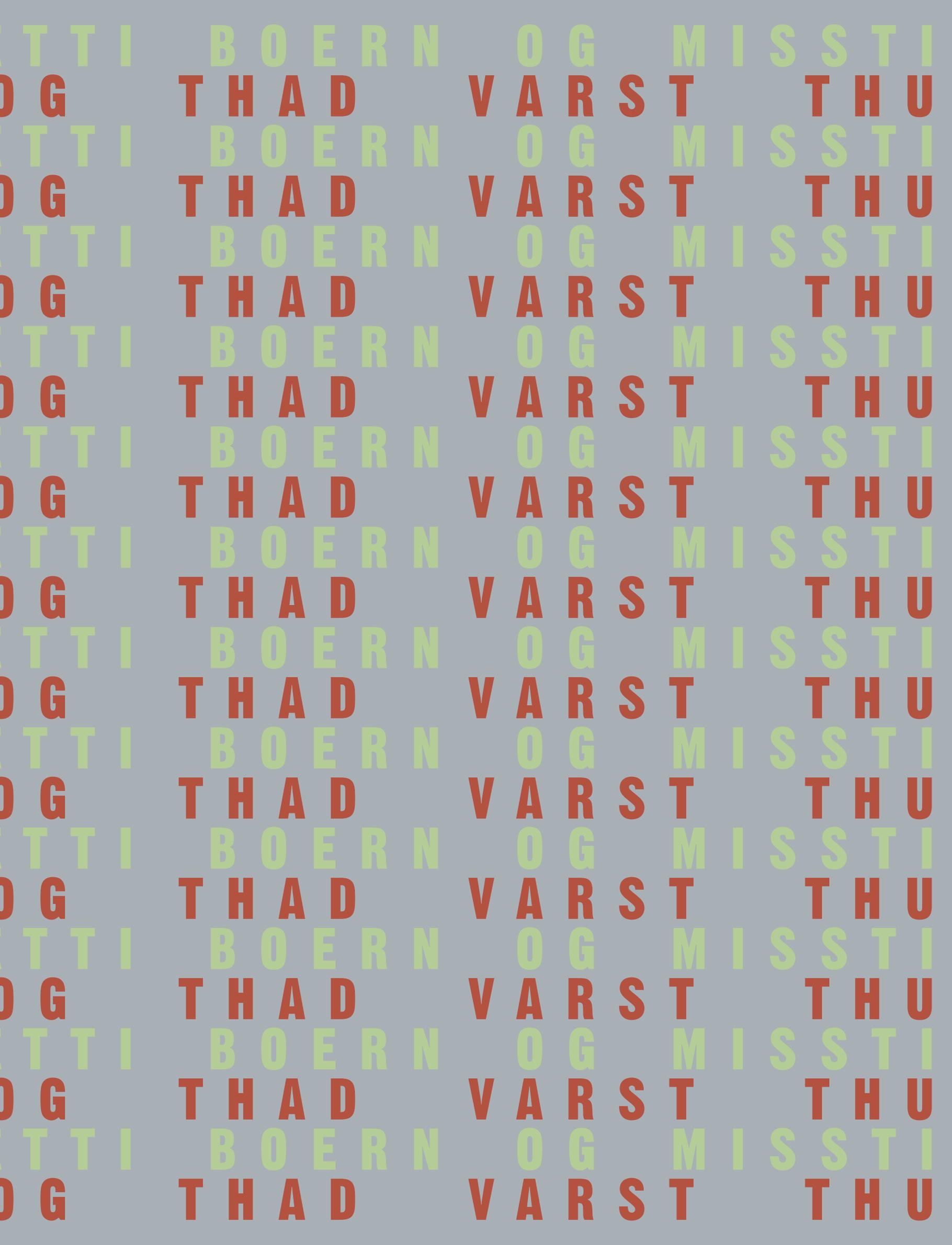
–

Gerd Folkers ist Direktor des Collegium Helveticum, des interdisziplinären Instituts von ETH und Universität Zürich, und Professor für Pharmazie. Seine Forschung dreht sich um Emotionen, ihre Schnittstellen zur molekularen Welt und ihre Bedeutung für das rationale Verhalten der Menschen. Folkers geniesst einen ausgezeichneten internationalen Ruf als Wissenschaftler und erhielt mehrere wichtige Auszeichnungen. Privat sammelt er Science-Fiction-Literatur aus der Vergangenheit.

DIM GI BIN BIN CHOI YEN
CHA CHOI YEN JOU DAI C
YEN JOU DAI BIN DIM GI
DAI CHA DIM GI BIN BIN
DIM GI CHA CHA CHOI Y
BIN BIN CHOI YEN JOU D
CHOI YEN JOU DAI CHA D
JOU DAI BIN DIM GI CHA
CHA DIM GI BIN BIN CHO
GI CHA CHA CHOI YEN J
BIN CHOI YEN JOU DAI B
YEN JOU DAI CHA DIM GI
DAI BIN DIM GI CHA CHA
DIM GI BIN BIN CHOI Y
CHA CHA CHOI YEN JOU
CHOI YEN JOU DAI BIN D
JOU DAI CHA DIM GI BIN
BIN DIM GI CHA CHA CHO
GI BIN BIN CHOI YEN J
CHA CHOI YEN JOU DAI C
YEN JOU DAI BIN DIM GI
DAI CHA DIM GI BIN BIN
DIM GI CHA CHA CHOI Y
BIN BIN CHOI YEN JOU D

JOU DAI BIN DIM GI CHA
CHA DIM GI BIN BIN CHOI
CHA CHA CHOI YEN JOU
N CHOI YEN JOU DAI BIN
YEN JOU DAI CHA DIM GI
DAI BIN DIM GI CHA CHA
DIM GI BIN BIN CHOI YEN
A CHA CHOI YEN JOU DAI
OI YEN JOU DAI BIN DIM
JOU DAI CHA DIM GI BIN
IN DIM GI CHA CHA CHOI
I BIN BIN CHOI YEN JOU
A CHOI YEN JOU DAI CHA
EN JOU DAI BIN DIM GI
DAI CHA DIM GI BIN BIN
IM GI CHA CHA CHOI YEN
N BIN CHOI YEN JOU DAI
OI YEN JOU DAI CHA DIM
JOU DAI BIN DIM GI CHA
CHA DIM GI BIN BIN CHOI
I CHA CHA CHOI YEN JOU
N CHOI YEN JOU DAI BIN
YEN JOU DAI CHA DIM GI
DAI BIN DIM GI CHA CHA





«*Interessant ist, dass der Mensch den Zufall ausschliessen möchte.*»

Wann ist eine Entscheidung richtig und wie wird sie am besten getroffen? Weshalb sind die Abzählreime von Kindern oft zielführender als lange Analysen? Und weshalb beeinflusst Schönheit unsere Entscheidungen? Ein Gespräch über Entscheidungsfindung im Rahmen von Hans Danusers Werk *Auszählen – The Counting out Rhymes Project* (2008).

Von Hans Danuser und Andrew D. Barbour

1. November 2008. Im Kabinett der Galerie Luciano Fasciati in Chur läuft ein Video mit dem Titel *Entscheidungsfindung*. Zwei Männer sitzen an einem Tisch und sprechen miteinander. Ruhig ausschweifend umkreisen sie ihren Gegenstand, tasten Argumente ab, ziehen immer engere Bahnen, suchen festhaltbare Lösungen, wo vielleicht gar keine vorhanden sind, halten inne, analysieren, entfernen sich, kommen sich näher und lassen vor allem eines sprechen: die Ästhetik der Aufzeichnung. Im als Salon eingerichteten Galerieraum läuft die ungeschnittene Fassung eines Gesprächs zwischen dem Künstler Hans Danuser und Andrew D. Barbour, Professor für Mathematik an der Universität Zürich. Das Video ergänzt Danusers Ausstellung *Auszählen – The Counting out Rhymes Project* mit Schriftbildern von Kinder-Abzählreimen aus der ganzen Welt. Seine Dauer: zwei Stunden und zweiundzwanzig Minuten. Kein Besucher sieht das Video in seiner ganzen Länge. Eher zufällig stösst man darauf, schnappt Facetten einer Argumentation auf, die keine Argumentation sein will, kommt erneut daran vorbei, lässt sich vom Gedankenfluss tragen; man driftet ab, stellt eigene Fragen, lässt sich inspirieren. – Ein Auszug in acht Begegnungen:

Die Frage des Filters

Barbour: Ich traf heute auf dem Weg ins Institut einen Nachbarn, wir kamen ins Gespräch darüber, was man tut, wenn man nachts wach ist. «Ich liege im Bett und denke über die Mathematik oder mathematische Probleme nach», sagte ich – was natürlich immer ein bisschen überrascht, denn die meisten kümmern sich um andere Dinge, wenn sie im Bett liegen. Dann sagte ich: «Ja, und manchmal fällt mir etwas ein.» Aber wie es einfällt, ist mir undurchsichtig. Man überlegt sich die Dinge vielleicht auf eine leicht andere Weise; wenn man schläfrig ist, kommen Gedanken dazwischen, die wirklich nicht dahin gehören, und irgendwann geht ein Licht auf. Wie das geschieht, ist mir absolut schleierhaft. Manchmal entsteht nichts aus so einer Nacht, oder man freut sich über einen Einfall, schläft ein, und am Morgen ist klar, dass es Quatsch war. Man kann weniger gut unterscheiden, aber dass die Ideen kommen, ist nicht da-

durch beeinträchtigt, dass man im Halbschlaf liegt. Im Halbschlaf verliert man die Möglichkeit zu sagen, was gut ist und was nicht. Das spielt auch eine Rolle bei Entscheidungen: Man hat ein Kriterium, etwas zu beurteilen, ohne allzu sehr zu wissen, ob das, was man beurteilt, wirklich gut ist oder nicht. Aus Erfahrung oder wie auch immer verfügen wir über ein Beurteilungsvermögen oder ein Entscheidungsvermögen.

Danuser: Aber interessant ist, dass man ein sicheres Gefühl dafür hat, ob man einen Einfall aufnehmen soll oder nicht – also, ob er eine Chance erhält.

Barbour: Wohl deshalb, weil sehr viel vorgefiltert wird. Das nehmen wir gar nicht wahr: dass diese Versuche, Dinge ein bisschen anders zu betrachten, ständig da sind, dass wir mit Eindrücken spielen, und dass viele Möglichkeiten weggefiltert werden, da wir sonst nicht durch den Alltag kommen würden. Wer ein Auto auf sich zufahren sieht, kann nicht alle Möglichkeiten überlegen, sondern muss handeln. Evolutionär bedingt, werden gewisse Dinge als wichtig erachtet und andere nicht, das spielt wohl auch eine Rolle. Also: Wer eine Lösung sucht, muss vielleicht dagegen kämpfen, dass zu viele Dinge automatisch als unmöglich erachtet werden.

Danuser: Man kann auch Hilfsmittel einsetzen. Ich erinnere an unsere Zusammenarbeit mit Ihrem Zufallsmodell aus dem Kunst-in-Architektur-Projekt *Institutsbilder – Eine Schrift Bild Installation* (Universität Zürich, 1992) mit Schriftbändern, die sich über aneinandergeriehte Worte formulieren. Bezeichnungen und Begriffe aus der Mathematik für das Institut für Mathematik, aus der Physik für die Physik, aus der Pharmakologie für die Pharmazie. Dort stellte sich mir die Frage: Wenn ich die Wortbegriffe auf einer Linie aneinanderreihe und als Schriftfries an die Universitäts-Fakultäts-Achsen appliziere, muss ich deren Reihenfolge festlegen. Ich machte das zuerst selbst: HIERARCHISCH IRRFAHRT MATRIX... CHAOS SYMMETRIE WEISSERZWERG ROTERRIESE... KÖRPER KAPELLE FARBE MEMBRAN... ZERFALL RAUMZEIT WASSER... Ich hatte das Gefühl, ich arbeite an einem Gedicht. Man lässt sich bei der Entscheidung der Wortfolge von der Sinnlichkeit der Sprache bewegen. Mir stellte sich aber die Frage nach



H. Danuser (links) und A. D. Barbour (rechts) in Videostills aus der Installation *Entscheidungsfindung/Decision Taking* (2008) von Hans Danuser; Dauer: 2 Std. 22 Min.

der Objektivität: Wie ist es möglich, die Abfolge in eine Zufälligkeit zu setzen? Und ich merkte, dass ich das nicht selbst kann, weil ich immer wieder eingreife und mich selbst austricke. Ich denke, das ist bei Entscheidungen und in der Entscheidungsfindung oft so, dass man sich vielleicht auch überlisten möchte...

Barbour: ... Ja, genau. Man weiss, welchen Ausgang man haben will, und muss sich dazu selbst überzeugen. Ganz klassisch!

Danuser: Obwohl man eigentlich weiss, wie man es will, möchte man eine Objektivierung haben.

Lob der Intuition

Danuser: Interessant für mich ist, wenn man über Entscheidungen, Entscheide fällen und deren Findung nachdenkt, dass der Mensch den Zufall ausschliessen möchte. Man möchte objektive Ansätze, die eine Entscheidung rechtfertigen helfen. Das ist das Grundsätzliche dabei. Das andere ist, dass man Dinge beizieht, die einem das Gefühl geben, man entscheide richtig. Man möchte die Entscheidung begründen können – und zwar objektiv.

Barbour: Ich muss mich bald für eine neue Heizung entscheiden. Soll ich versuchen, das bis aufs Letzte zu begründen? Ich würde sagen: «Nein.» Ich würde viel lieber das, was offensichtlich falsch ist, vergessen. Übrig bleibt, was sich mehr oder weniger ähnlich ist. Dann weiss ich, dass es überhaupt keine Rolle spielt, was ich entscheide: Die Entscheidungen sind mehr oder weniger gleich gut. Ein Unternehmensberater sagte mir einmal: «Es gibt keine Entscheidungen im Leben. Entweder ist offensichtlich, was man tun soll, oder es spielt keine Rolle.» Das fand ich ein gutes Modell.

Danuser: Ein sehr schöner Ansatz ...

Barbour: Natürlich gibt es eine Grauzone, was wirklich offensichtlich ist und wo man den Zufall einsetzen sollte. Aber ich habe die Tendenz, nicht allzu sehr auf alle Einzelheiten einzugehen. Meine Frau ist ganz anders, sie möchte absolut alles da haben. Das heisst, sie kommt letztlich nie zu einer Entscheidung.

Danuser: Dann können allzu viele Informationen einen Entscheidungsprozess hemmen?

Barbour: Zu viele Informationen übersteigen unsere Möglichkeiten und man kann die Frage nicht bearbeiten. Was macht man, wenn es zu kompliziert wird? Wenn Mediziner auf ein Problem stossen, auf das sie keine Antwort finden – und davon gibt es viele –, sagen viele trotzdem, dass sie es verstehen. Sie wollen unbedingt entscheiden und sagen: «Für diesen Fall ist das richtig.» Da sie sicher sein wollen, schliessen sie vieles aus, was vielleicht richtig hätte sein können. Es wäre besser, zu sagen: «Ich weiss es nicht.» Oder: «Fifty-fifty, probieren wir es.» Das machen nur die Guten. Mediziner müssen die ganze Zeit vorfiltern. Man schliesst vieles aus, und es bleiben wenige Möglichkeiten, die das Gehirn verarbeiten und für eine Entscheidung nutzen kann. Aber es gibt so viel mehr...

War es richtig, den Gotthardtunnel zu bauen?

Danuser: Wäre die Entscheidung, den Gotthardtunnel durch die Alpen zu bauen, legitimer oder objektiv richtiger oder falscher, wenn man ein anderes Modell hätte? Gibt es überhaupt Modelle, die sagen, eine Entscheidung ist objektiv richtig?

Barbour: Es gibt «gerecht» und «richtig», das sind zwei verschiedene Dinge. Ein Modell, das angibt, ob eine Entscheidung richtig ist, müsste die Zukunft beinhalten – also was noch nicht bekannt ist, aber auf das Resultat einwirkt. Daher würde ich sagen: Nein, es gibt keine Möglichkeit, im Voraus zu sagen, ob eine Entscheidung richtig ist. Man kann nur im Nachhinein sehen, ob das Resultat gut war oder nicht. Wir wissen oft nicht einmal, was resultiert hätte, wenn wir anders entschieden hätten. Hätte man den Gotthard-Eisenbahntunnel damals nicht gebaut, wäre die Schweiz arm geblieben. Aber ob das wirklich stimmt, kann niemand wissen.

Danuser: Der erste Tunnelbau wurde 1880 von Zürich aus in die Wege geleitet – ohne Volksabstimmung – und war für Graubünden ein wirtschaftliches Desaster. Ganze Regionen sind verarmt, weil der damalige Handelsweg ausgetrocknet wurde. Von einem Tag auf den anderen wurden Maultierkarawanen, Säumer und Treiber pensioniert, die Lagerhallen stillgelegt; das Dorf Casaccia im oberen Bergell schrumpfte von 500 Einwohnern auf 20. Das war

schon eine Entscheidung mit Auswirkungen. Aber natürlich hat jede Entscheidung Auswirkungen ...

Barbour: ... sowohl positive wie negative, ja.

Kleine Ursache, grosse Wirkung

Barbour: Es gibt deterministische Prozesse, dass man im Prinzip das Resultat genau vorhersagen kann. Aber es gibt Vorgänge, bei denen ein sehr kleiner Fehler in den Anfangsbedingungen das spätere Resultat völlig verändert. Die Gesetze, die das Wetter bestimmen, sind sehr empfindlich; es sind instabile Gleichungen. Die Gleichungen kennen wir, aber wir haben nie genügend Daten, um mit einer Prognose sicher zu sein. Was über acht Tage hinaus geht, darüber kann man kaum Vernünftiges sagen. Hätten wir genaue Anfangsdaten, könnten wir beliebig genau in die Zukunft schauen. Aber in der Praxis ist es anders. Hinzu kommt, dass auch gewisse menschliche Einflüsse das Ergebnis vielleicht beeinflussen.

Das Spiel mit dem Zufall: Abzählreime und Computer

Danuser: Interessant ist – und das ist auch ein wenig das Thema meiner Arbeit über Entscheidungsfindung –, dass der Mensch in bestimmten Situationen das Bedürfnis hat, in einem von allen anerkannten Konsens oder Modell zu einer Entscheidung zu gelangen, die auch umgesetzt werden kann. Hier bin ich auf die Abzählreime der Kinder gestossen. Mich faszinierte, dass deren Anwendung zu einem eindeutigen «Ja!» oder «Nein!» führt. Das Resultat hat nichts Ambivalentes; es ist eindeutig. Mich faszinierte auch, dass Eindeutigkeit überhaupt gewünscht wird: Das eigentliche Spiel der Kinder könnte nie beginnen, wenn nicht zuerst bestimmt wird, wer der Gendarm und wer der Räuber ist. Das Eindrücklichste am Modell der Abzählreime aber ist, dass der Entscheid von allen akzeptiert wird. Es ist fast ein vordemokratisches Verhalten. Alle dürfen mitmachen, alle sind im Kreis. Solche Abzählreime gibt es in allen Kulturräumen – ich fand sie in Europa, Russland, Asien, im Norden Afrikas, in Amerika – und fragte mich, ob es nicht die Erwachsenen waren, die diese Form der Entscheidungsfindung entwickelt haben, und ob es sich vielleicht um ein «prähistorisches» menschliches Entscheidungsfindungs-Modell handelt, das im Kinderspiel weiterlebt, quasi als Kulturgut vergangener Zeiten in der Kinderwelt konserviert wurde. Das würde heissen, dass der Mensch schon sehr früh Modelle gesucht hat, wie er zu einer Entscheidung kommt und eine Entscheidung fällt.

Barbour: Mit dem Abzählreim? In diesen Kinderspielen, wo jemand raus muss?

Danuser: Wir kennen in der Schweiz einen sehr schönen. Im Churer Dialekt tönt er so: A ZELLA PÖLLA SCHELLA ... KATZ GOT UF WALLISELLA ... KHUNNT SI WIDER HEI ... HÄT SI KRUMMI BEI ... PIFF PAFF PUFF ... UND ... DU BISCH ... DUSS!

Barbour: Dieser Rhythmus, diese Klangstruktur ... Ich glaube –

ein wenig vermessen vielleicht –, der Abzählreim könnte als Vorläufer von Computerzufallszahlen angesehen werden. Man nimmt einen genügend komplizierten Algorithmus, sodass man nicht wahrnimmt, dass es eine deterministische Regel gibt, die bestimmt, wer dann raus ist. Der Computeralgorithmus ist natürlich länger und komplizierter, da hat man nicht mehr die Übersicht. Aber es ist genau derselbe Gedanke.

Danuser: Beim Abzählreim kann ein Kind herausfinden, wo man sich am besten hinstellt. Aber dieser Trick kann mit einer typischen Gegenstrategie unterlaufen werden. Beim Wallisellen-Sprüchli kann der Sprecher statt PIFF PAFF PUFF... UND... DU BISCH... DUSS! «ehr und redlich» einbauen. Dann heisst es: PIFF PAFF PUFF... UND... DU BISCH... EHR UND REDLICH... DUSS! Diese Variantenoffenheit und Vielfalt ist in allen Kulturen zu beobachten. Ihre Analogie zum Algorithmus finde ich grossartig, aber der Algorithmus, könnte ich mir vorstellen, birgt nicht diesen Spass. Wenn man das Sprüchli von Wallisellen nimmt, dann hat die Katze krumme Beine – man baut noch ein zusätzliches Element ein, eine Kuriosität.

Bildgebende Verfahren und die Frage der Proportion

Barbour: Ich hatte einmal das Glück, einen DNA-Strang im Mikroskop zu sehen. Ob das wirklich ein DNA-Strang war oder nicht ... ich denke schon. Solche Dinge kann man sich nicht vorstellen, dass man wirklich ein Stück DNA anschauen kann.

Danuser: Es ist eine interessante Frage, wenn wir etwas mit blossen Augen «Unsichtbares» anschauen können, was wir dann sehen. Oder präziser: wie es sich uns zeigt. Sehe ich ein Bild vom Mars, sind das Daten, die die Wissenschaft zu Bildern generiert. Aber es sind nur Modelle, die uns ein Bild zeigen, und nicht die Realität. Und diese Modelle wurden derart gebaut, dass sie uns eine Situation so darstellen, dass wir sie verstehen.

Barbour: Auf unserer Sinnes-Skala zum Beispiel.

Danuser: Ich denke, dass dieser Transfer für die Entscheidungsfindung irritierend und vielleicht auch irreführend sein kann.

Barbour: Weil die Ausgangslage schon vorgefiltert ist?

Danuser: Ja. Die DNA oder ein Atom können wir ja nicht sehen, wir machen uns ein Bild davon und einen Transfer in andere Proportionen. Dies ist mir das erste Mal in den 1980er-Jahren aufgefallen, als ich am Zyklus *In Vivo* (1989) arbeitete. Dabei hatte ich Berührung mit der Bildfindung der Naturwissenschaften, der Anatomie und Pathologie. Damals wurden die ersten digitalen Bildverarbeitungssysteme eingesetzt, und man konnte eine *Sectio* in Hörsäle übertragen. Ich sehe noch die Studenten auf eine Leinwand mit einem drei bis fünf Meter grossen, menschlichen Herz starren. Aber dem Operateur zeigt sich die Situation ganz anders. Dinge in anderen Proportionen können zu falschen Schlüssen führen. Wenn man über Entscheidungen nachdenkt, hat dies immer auch etwas mit Massstäblichkeit zu tun oder mit Proportionen. Bleibt ein Ding dasselbe, wenn wir es vergrössern? Dies trifft auch auf die Analyse einer Situation zu.



Videostills aus der Installation *Entscheidungsfindung/Decision Taking* (2008) von Hans Danuser; Dauer: 2 Std. 22 Min.

Barbour: Um auf den Abzählreim, die Entscheidungsfindung und deren Akzeptanz bei den Mitspielern zurückzukommen: Da gilt das, was heute im Profitennis geschieht. Zur Entscheidung, ob ein Ball im Aus war oder nicht, dürfen die Spieler eine Wiederholung auf dem Bildschirm beiziehen. Das ist kein Video, sondern Sensoren messen, wo der Ball wie schnell zu einer bestimmten Zeit fliegt. Dann wird alles in eine Flugbahn umgerechnet. Landet der Ball nach dieser Hochrechnung im Aus, wird das Aus offiziell gegeben und Spieler akzeptieren dies. Aber sie wissen auch, dass es nur eine akzeptierte Regel ist, die nicht hundertprozentig richtig ist. Bis auf plus/minus einen Zentimeter ist das System ungenau, und manchmal merkt man, dass es eine falsche Entscheidung gegeben hat. Aber alle halten sich an die Regel, die viele Streitigkeiten ausgezmerzt hat. Sie ist einfach genügend kompliziert, damit niemand sie überblicken kann, und daher akzeptiert wird. Ob sie stimmt, ist nicht so wichtig. Wichtig ist, dass sie akzeptiert wird.

Danuser: Beim Auszählspiel wird die Komplexität noch durch das Einbauen der Kuriositäten gesteigert. Hört man von der Katze mit den krummen Beinen, stellt man sich in Gedanken vor, wie kurios das aussieht – und dann ist man schon draussen. Das Ganze ist inszeniert wie ein klassisches Ablenkungsmanöver.

Kunst und Mathematik auf gemeinsamer Spurensuche

Danuser: Dieses «auf den Punkt bringen», wie Sie sagen, ist etwas, wo mich meine Arbeit, die Kunst, interessiert. Wenn ich eine Komplexität auf etwas ganz Einfaches reduzieren kann und dafür ein Material finde und nur eines, das sich dann in seiner Wahrnehmung wieder in viele Facetten auffächern kann. Wie bei der *Schiefertafel Beverin* (2000/2001), dem Zentrumsplatz einer psychiatrischen Klinik, wo das Material Schiefer architektonisch einen Platz formuliert, der – da leicht von der Umgebung angehoben – zu einer grossen Theaterbühne wird, aber auch zur Wandtafel, als Sinnbild für Kommunikation: Da der Platz von Menschen belebt ist, zeichnet er Spuren auf und macht die Zeit sichtbar. Aber letztlich ist es ganz einfach nur ein Material – Schiefer.

Barbour: Das ist fast so, wie der Mathematiker mit ein paar Axiomen beginnt, die vielleicht belanglos aussehen, und dann etwas daraus bastelt, das sich später als schöne Theorie zeigt. Das scheint mir analog zu sein. Es ist ebenfalls eine Kunst, wie man eine schöne Theorie baut, was man dazu braucht und wie viel daraus resultiert. Man geht an vielen Dingen vorbei und bemerkt nie, dass sich daraus eine schöne Theorie bauen liesse. Aber der wirkliche mathematische Künstler bemerkt dies und macht etwas draus.

Schönheit beeinflusst unsere Entscheidungen

Barbour: Es gibt Dinge, die nur deswegen schön sind, weil sie so klein sind und doch noch perfekt. Was hat es dann mit dieser Perfektheit auf sich? Ich weiss es nicht. Miniaturen sind schön, deshalb haben wir sie gerne. Aber was fasziniert uns daran? Hat es etwas mit dem Kindchenschema zu tun oder ist es etwas anderes?

Danuser: Das ist schwierig zu sagen. Aber man kann es bei sich haben, in Händen halten, auf sich tragen ...

Barbour: Ein Schweizer Offiziersmesser hat ein kleines Format. Der Rechner, der Computer oder das Handy – diese kleinen Geräte faszinieren uns: Dass etwas so gut funktionieren kann, obwohl es so dünn ist.

Danuser: Wenn wir über Schönheit sprechen, öffnet sich eine ganz neue Welt.

Barbour: Das gehört auch zur Entscheidung und zur Entscheidungsfindung, oder?

Danuser: Natürlich; ganz essenziell, dass Sie diesen Aspekt aufgreifen. Ich meine auch: Schönheit beeinflusst eine Entscheidungsfindung ganz wesentlich – in allen Bereichen! <

Bearbeitung Stefan Kaiser

Andrew D. Barbour ist Professor für Mathematik an der Universität Zürich. Er stammt aus Cambridge, wo er bis 1983 als Dozent tätig war. Schwerpunkt seiner Forschung liegt in der Stochastik; insbesondere interessiert er sich für die Modellierung von biologischen Prozessen. Er spielt leidenschaftlich Tennis.

MADAREE PAYSA KOTA A
ASSEE NABAY POORAY S
MOTA CHAL MADAREE PA
BOMBAI BO ASSEE NABA
LOTA TEETAR MOTA CHA
AKAR BAKAR BOMBAI BO
SAO SAO KALOTA TEETA
PAYSA KOTA AKAR BAKA
BAY POORAY SAO SAO KA
MADAREE PAYSA KOTA A
ASSEE NABAY POORAY S
MOTA CHAL MADAREE PA
BOMBAI BO ASSEE NABA
LOTA TEETAR MOTA CHA
AKAR BAKAR BOMBAI BO
SAO SAO KALOTA TEETA
PAYSA KOTA AKAR BAKA
BAY POORAY SAO SAO KA
MADAREE PAYSA KOTA A
ASSEE NABAY POORAY S
MOTA CHAL MADAREE PA
BOMBAI BO ASSEE NABA
LOTA TEETAR MOTA CHA
AKAR BAKAR BOMBAI BO

AKAR BAKAR BOMBAI BO
SAO SAO KALOTA TEETAR
AYS SA KOTA AKAR BAKAR
AY POORAY SAO SAO KA
L MADAREE PAYS SA KOTA
O ASSEE NABAY POORAY
AR MOTA CHAL MADAREE
R BOMBAI BO ASSEE NA
LOTA TEETAR MOTA CHAL
AKAR BAKAR BOMBAI BO
SAO SAO KALOTA TEETAR
AYS SA KOTA AKAR BAKAR
AY POORAY SAO SAO KA
L MADAREE PAYS SA KOTA
O ASSEE NABAY POORAY
AR MOTA CHAL MADAREE
R BOMBAI BO ASSEE NA
LOTA TEETAR MOTA CHAL
AKAR BAKAR BOMBAI BO
SAO SAO KALOTA TEETAR
AYS SA KOTA AKAR BAKAR
AY POORAY SAO SAO KA
L MADAREE PAYS SA KOTA
O ASSEE NABAY POORAY

KATZ GOT UF WALLISELL
HÆT SI KRUMMI BEI PIFF
EHR UND REDLICH DUSS
LA KATZ GOT UF WALLIS
HEI HÆT SI KRUMMI BEI
BISCH EHR UND REDLICH
SCHELLA KATZ GOT UF V
WIDER HEI HÆT SI KRUM
UND DU BISCH EHR UND
PÆLLA SCHELLA KATZ GO
NT SI WIDER HEI HÆT SI
PUFF UND DU BISCH EH
ZELLA PÆLLA SCHELLA
LA KHUN NT SI WIDER H
PIFF PAFF PUFF UND D
LICH DUSS A ZELLA PÆ
UF WALLISELLA KHUNNT
KRUMMI BEI PIFF PAFF P
UND REDLICH DUSS A ZEL
GOT UF WALLISELLA KHU
SI KRUMMI BEI PIFF PA
EHR UND REDLICH DUSS
LA KATZ GOT UF WALLIS
HEI HÆT SI KRUM MI BI

A KHUNNT SI WIDER HEI
PAFF PUFF UND DU BISCH
A ZELLA PÆLLA SCHEL
SELLA KHUNNT SI WIDER
PIFF PAFF PUFF UND DU
H DUSS A ZELLA PÆLLA
WALLISELLA KHUNNT SI
MMI BEI PIFF PAFF PUFF
REDLICH DUSS A ZELLA
T UF WALLISELLA KHUN
I KRUMMI BEI PIFF PAFF
R UND REDLICH DUSS A
KATZ GOT UF WALLISEL
HEI HÆT SI KRUMMI BEI
DU BISCH EHR UND RED
LLA SCHELLA KATZ GOT
T SI WIDER HEI HÆT SI
PUFF UND DU BISCH EHR
LLA PÆLLA SCHELLA KATZ
UNNT SI WIDER HEI HÆT
PAFF PUFF UND DU BISCH
A ZELLA PÆLLA SCHEL
SELLA KHUNNT SI WIDER
HEI PIFF PAFF PUFF UND

II. HORIZONTE

SLAPP AKKA BAKKA BONKA RAKKA VIRRE VIRRE
 VAPP KOFFLIANE BIRKEBANE OG EN GUL KNAPP
 LE MELLE DEG FORTELLE OLE DOLE SLAPP AKK
 BAKKA BONKA RAKKA VIRRE VIRRE VAPP KOFFLI
 NE BIRKEBANE OG EN GUL KNAPP ELLE MELLE DE
 FORTELLE OLE DOLE SLAPP AKKA BAKKA BONKA
 AKKA VIRRE VIRRE VAPP KOFFLIANE BIRKEBAN
 OG EN GUL KNAPP ELLE MELLE DEG FORTELLE OL
 DOLE SLAPP AKKA BAKKA BONKA RAKKA VIRRE
 RRE VAPP KOFFLIANE BIRKEBANE OG EN GUL KN
 PP ELLE MELLE DEG FORTELLE OLE DOLE SLAPP
 KA BAKKA BONKA RAKKA VIRRE VIRRE VAPP KO
 FLIANE BIRKEBANE OG EN GUL KNAPP ELLE MELL
 DEG FORTELLE OLE DOLE SLAPP AKKA BAKKA BO
 KA RAKKA VIRRE VIRRE VAPP KOFFLIANE BIRKE
 ANE OG EN GUL KNAPP ELLE MELLE DEG FORTELL
 OLE DOLE SLAPP AKKA BAKKA BONKA RAKKA VI
 RE VIRRE VAPP KOFFLIANE BIRKEBANE OG EN GU
 KNAPP ELLE MELLE DEG FORTELLE OLE DOLE SLAP
 AKKA BAKKA BONKA RAKKA VIRRE VIRRE VAPP
 KOFFLIANE BIRKEBANE OG EN GUL KNAPP ELLE ME
 LE DEG FORTELLE OLE DOLE SLAPP AKKA BAKK
 BONKA RAKKA VIRRE VIRRE VAPP KOFFLIAN
 BIRKEBANE OG EN GUL KNAPP ELLE MELLE DEG FORTELI

80 Kunst – Hans Danuser: Entscheidungsfindung

Hans Danuser gehört zu den Wegbereitern der zeitgenössischen Fotografie in der Schweiz und arbeitete immer wieder auch mit Sprache und Zeichen. Für sein jüngstes Projekt sammelte er Abzählverse von Kindern aus aller Welt und stellt sie in Beziehung zur Entscheidungsfindung. Exklusiv für *Du* entwickelte der Künstler neue grafische Umsetzungen und Bedeutungskontexte.

II.

Kunst – Stefan Kaiser

80 Entscheidungsfindung: Ein Projekt von Hans Danuser

Essay – Stefan Zweifel

82 Abzählreime an der Museumswand

Essay zur Wiederentdeckung des sinnlichen Sprachkörpers in der Literatur am Leitfaden des Abzählreims. Eine autoerotische Annäherung.

Theorie – Gerd Folkers

90 Allwissenheit befreit nicht vom Entscheiden

Entscheidungen sind nur in einem offenen System möglich. Aber weil ein Entscheid immer auch das System verändert, gibt es keine Referenz für dessen Richtigkeit.

Kunst – Hans Danuser im Gespräch mit Andrew D. Barbour

100 «Interessant ist, dass der Mensch den Zufall ausschliessen möchte»

Wie wird eine Entscheidung am besten getroffen? Weshalb sind Abzählverse von Kindern oft zielführender als lange Analysen? Wie beeinflusst Schönheit unsere Entscheide? Ein Gespräch über die Kunst der Entscheidungsfindung.

III. SÉLECTION



110 Literatur, Ausstellung – Golo Mann, Maria Lassnig

2009 wäre der Historiker und Schriftsteller Golo Mann hundert Jahre alt geworden. Sein Weggefährte Rudi Bliggenstorfer berichtet von einem prägenden Aspekt in Manns Leben, der oft ausgeblendet wird. Zum 90. Geburtstag von Maria Lassnig zeigt das MUMOK bedeutende Arbeiten der letzten zehn Jahre: die kompromisslose Offenlegung des eigenen Körpers und der eigenen Befindlichkeit.

III.

110 Buchtipps

112 Raffinierter leben mit Ludwig Hasler

113 Samuel Kellers Ausstellungstipps

114 David Signers Safari

115 Postkarte aus Madrid

116 Filmtipp

117 Designtipps

118 Migros Kulturprozent: Josephine Meckseper

122 Drei Fragen von Rüdiger Safranski

3 Editorial

6 Impressum und Bildnachweis

66 Back Issues und Abonnement-Karte

I. THEMA



12 *Essay – Umberto Eco: Die Kunst des Bücherliebens*
 In seinem neuen Essay-Band outet sich Eco als leidenschaftlicher Bücherliebhaber und lässt sich ebenso über echte und falsche Sammler von Büchern aus wie über reale Bücherwürmer. Über seiner tiefen Liebeserklärung ans Buch schwebt jedoch ständig die Sorge, dass zusammen mit der Buchkultur schon bald eine ganze Kultur auf dem Spiel stehen könnte.



50 *Szeemann-Archiv – Brigitte Ulmer: In der Fabbrica*
 Harald Szeemann (1933–2005) war einer der bedeutendsten Ausstellungsmacher des 20. Jahrhunderts. Sein Archiv im Tessiner Ort Maggia ist eine wuchernde Wunderkammer des Wissens, die eigenen Gesetzen folgt. Zumindest bis heute. Denn die Zukunft dieser fünfzig Jahre festgehaltener Kunst- und Ausstellungsgeschichte ist ungewiss.

I.

Essay – Umberto Eco

12 *Die Kunst des Bücherliebens*

Nachlässe – Julian Schütt

28 *Dass im Tode die Wahrheit ein Reich besitzt*

Jedes Jahr geben Schriftsteller die Einwilligung, dass aus ihren persönlichsten Papieren nüchterne Archivalien werden – damit sie überleben. Bei Niklaus Meienberg kam es anders.

Wunderkammern – Andrea Gnam

32 *Mustermessen des Universums*

Seit der Spätrenaissance gibt es in Europa Sammlungen, in denen unterschiedlichste Objekte nebeneinander gezeigt werden. Zur Geschichte der Kunst- und Wunderkammern.

Philosophie – Peter Keicher

38 *Denken in Archiven: Spoerri, Duchamp und Wittgenstein*

Ludwig Wittgensteins Zettelberge wurden erst im Nachlass entdeckt – wie auch die Tatsache, dass sein streng logisches Denken grosse Ähnlichkeiten mit den Werken Marcel Duchamps hatte.

Fotografie – Hiroshi Sugimoto

40 *Die gesegneten Zeitlichen*

In Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett standen die ersten Besucher vor Abbildern, die sie so noch nie gesehen hatten. Der japanische Fotograf Hiroshi Sugimoto setzt diese Erfahrung neu ins Bild.

Szeemann-Archiv – Brigitte Ulmer

48 *In der Fabbrica*

Szeemann-Archiv – Gespräch mit Gianna Ruepp

56 *«Die Fabbrica ist ein Spiel»*

Die Fabbrica war der Arbeitsort von Gianna Ruepp, Harald Szeemanns letzter Assistentin. Sie spricht über das «System Szeemann», seine akribische Art des Sammelns – und wie er auch schnell Sachen wegwerfen konnte.

Szeemann-Archiv – Roman Kurzmeyer

60 *Verzauberung auf Zeit*

Als Kurator wurde Harald Szeemann zum Star der internationalen Kunstszene. Heute ist seine «Agentur für geistige Gastarbeit» ein riesiges Archiv, das spannende Einblicke in seine Arbeitsmethode vermittelt.

Fotobuch – Markus Weckesser

68 *Archiv zwischen Buchdeckeln*

Erst seit Kurzem ist das Fotobuch als gleichwertiges Medium der Kunst etabliert. Ein Gespräch mit Markus Schaden, Nina Poppe und Verena Loewenhaupt über *Mark's of Honour*, die grosse Hommage ans Fotobuch.

Literatur – Hildegard Keller

74 *Flammen des Flusses*

Gold, Geld und Wasser haben eines gemeinsam: den Aggregatzustand des Liquiden, das Fliessen. Dieses Wissen um Liquidität ist im Archiv der Literaturgeschichte tief verborgen: besonders nachhaltig im Hort der Nibelungen.

Du

Harald Szeemanns Wunderkammer
Die Faszination der Archive

Umberto Eco – Candida Höfer – Julian Schütt – Hiroshi Sugimoto – Roman Kurzmeier – Hildegard Keller – Ludwig Hasler – *Exklusiv:* Hans Danuser



09004
9 783905 852141

20 CHF / 12€

Du

Das Kulturmagazin

Du Kulturmedien AG – Hauptplatz 5 – CH-8640 Rapperswil
Tel. +41 (0) 55 220 81 90 – Fax +41 (0) 55 220 81 77
info@du-magazin.com – www.du-magazin.com

Das ist Du

Du bietet zehnmal im Jahr ein fundiertes Themenheft aus dem weiten Feld der Kultur.
Du nimmt aktuelle Zeitfragen auf und stellt neue Kontexte her.
Du stellt international bedeutende Kunstschaffende vor und lässt wichtige Newcomer zu Wort kommen.
Du gibt der Fotoreportage ihren Platz zurück.
Du zeigt, in welche Richtung sich die Welt verändert – durch die Brille der Kultur.
Du schafft Orientierung und trifft Meinungsführer auf Augenhöhe.
Du versteht sich als Trüffelschwein für das relevante Neue.
Du wird leidenschaftlich gesammelt.
Du bietet Emotionalität und Lesegenuss auf höchstem Niveau.
Du ist das Magazin für Kulturinteressierte und Menschen, die den Puls der Zeit verstehen müssen.

Das Kulturmagazin *Du* wurde 1941 gegründet und hat sich seither als bedeutende Stimme der Kultur in Europa einen festen Platz gesichert. Das Magazin entdeckt früh wichtige Themen und Strömungen des Zeitgeists, vermittelt die Sichtweisen bedeutender Kulturschaffender und versteht die Kultur als ein weites Feld, um aktuelle Veränderungen einzuordnen. Die anspruchsvolle *Du*-Leserschaft ist gebildet, kaufkräftig, urban, international orientiert, offen und einem gehobenen Lebensstil zugetan.



Faxantwort an +41 (0)55 220 81 77

Ich möchte *Du* lesen.

(Bitte ankreuzen)

- | | |
|---|-----------------|
| <input type="checkbox"/> Einzelausgabe Ausgabe März 2009, <i>Wer willst du sein?</i> | CHF 20.–/€ 12.– |
| <input type="checkbox"/> Schnupper-Abonnement, 4 Ausgaben
(Nur für Schweiz, Deutschland, Österreich und Liechtenstein) | CHF 50.–/€ 30.– |
| <input type="checkbox"/> Jahresabonnement Schweiz, Liechtenstein | CHF 160.– |
| <input type="checkbox"/> Jahresabonnement Deutschland, Österreich | € 98.– |
| <input type="checkbox"/> Jahresabonnement übriges Europa/ Übersee | € 135.– |

Andere Einzelheftbestellung und Informationen:
Telefon +41 (0) 55 220 81 90, Fax +41 (0) 55 220 81 77
abo@du-magazin.com, www.du-magazin.com

Name/Vorname _____

Firma _____

Strasse/Nr. _____

PLZ/Ort/Land _____

E-Mail _____

Telefon _____

Datum/Unterschrift _____